

den Beamten, den Städten und erwarb Unnoffen liegender Gründe. Der Fuß des Volkes war gegen ihn unmäßig, denn jeder Ausdruck der Unzufriedenheit wurde dröhnend geahndet. Die Verhältnisse änderten sich, als Friedrich Wilhelm den Thron bestieg. Der neue Herrscher ließ den allgemeinen Winter bad nach seinem Neigungsaussatze alle Vollmachten abändern und verlegte im März 1641 Schwabensbergs Verbotung. Schon vorher hatte sich der Winter unheimlich von seinem Janne Brüderstraße 1 heimlich nach Emden geschüft, dessen Kommandanten Moritz v. Romom nebst Belohnung er zum Treueid an den kaiserlichen Kaiser veranlaßt hatte, wie er ähnlich alle Festungen der Mark tatsächlich dem Kaiser in die Hände spielte. Im Februar 1641 erhielt Schwabensberg einen Brief aus Regensburg, der ihn warnte. Er verbrannte eine große Menge Papiere, da der Kaiser eine Unterdrückung seiner Amtsführung angeordnet hatte. Ehe es indessen zu verziehen kam, ließ Schwabensberg am 24. März 1641 am Verhängnis. Im März ging das Gerücht, das sich lange erhalten hat, der junge Kaiser habe den Kaiser in Emden durch die Besatzung abgetrieben lassen. Friedrich der Große ließ zu wiederholten malen die Gruft öffnen und die Leiche untersuchen, wobei sich ergab, daß jenes Gerücht unbegründet war.

* **Verdi's Geheimnis.** Am Mittwoch v. M. lud Verdi die gelehrte Komitee Nicordi sammt der verheirateten Tochter und Nicordi's Schwiegertochter zu einem Diner im „Hotel Wilson“ zu Mailand ein. Wir erwähnen obige Details, um zu zeigen, wie's freundschaftlich intimen Charakter betragte. Mitteilungen hatte, das Verdi seinem alten Freunde Nicordi zu Ehren gab. Arrigo Boito (welcher in den engeren Beziehungen zu dem Maestro steht) war auch zugegen. Verdi war während des ganzen Ablasses in allerhöchster Laune; ja er schien völlig versenkt, entwickelte einen ganz ungewöhnlichen Humor, sprach mehr als sonst und machte ein seine Umgebung den Eindruck eines Menschen, welcher sich überaus glücklich fühlt. Hier ist zu bemerken, daß Giulio Nicordi auch nicht die Ahnung hatte, daß Verdi eine neue Oper sich fertig gestellt habe. Das Geheimnis war von den wenigen Mitwissenden streng gehandhabt worden und um Giulio Nicordi ganz und gar treu zu führen, brauchte Verdi die Kunst, das Rollenpaar, welches er seit einer langen Reihe von Jahren zu jeder Oper von Nicordi geleitet bekam, von einer ausnehmenden Güte befragen zu lassen. Wie groß war nun Nicordi's und der übrigen Verlässlichkeit, als Arrigo Boito beim Diner das mit Compagnie geküßte Glas erhob und auf das Wohl des „Dichonantes“ trank. „Das Dichonantes?“ Wer sollte darunter verstanden sein? Einer hat den anderen an und wußte nicht, welches Gesicht machen. Boito brachte hierauf einen Toast auf die Dichtung des Dichonantes aus, und als er und Verdi sich genugsam geredet hatten an dem allgemeinen Erlaunen, setzte er hinzu: „Ich erbeide das Glas zum dritten mal, und zwar auf das Wohl der neuesten Oper Verdi's, auf seinen Fall!“ — „Was? Eine neue Oper?“ hieß es von allen Seiten, während Nicordi stumm und hart vor Staunen sich im Stuhl zurücklehnte. Endlich brach er hervor: „Verdi hat eine neue Oper geschrieben und ich wußte nicht darum!“ Dem großen Maestro aber fielen vor lauter Lachen die Thränen über die von Glück gerötheten Wangen. „Und ist die Oper wirklich vollendet?“ fragte Signora Nicordi die Signora Giuseppina Verdi zu fragen und diese mußte frohbewegt mit dem Kopfe. Und nun das Geheimnis enthüllt war, ergab Verdi selbst das Wort und gab seinen Gästen alle erforderlichen Details über das eben vollendete Werk zum Besten. Er erzählte, daß Boito's Aliberto geradezu köstlich sei und von solch unwürdiger Komik, daß er, Verdi, unzählige Male im Kompositen innehalten mußte, um seiner Lust nicht weichen zu lassen. „Dabei fiel mir stets ein“, sagte Verdi, „daß ich vor einigen Jahren noch meinem Freunde Philipp schrieb: „Ich werde nicht eher eine komische Oper schreiben, als bis ich ein Recht gefunden haben werde, das mich von vornherein lachen macht.“ — „Eine komische Oper von Verdi!“ rief der alte Herr noch voll Heiterkeit zum Schluß aus, „ist das nicht an und für sich komisch?“

* **Reinhold's Luiprovano.** Ein in der Melchiorstraße in Berlin wohnender Kompositioner tritt eines Tages aus dem Hause und bemerkt in demselben Augenblicke, wie ein Umstehender seinen Zedel, weil ohne Anruf, neugierig und mit ihm abgeht. Der Meister geht, kurz entschlossen, dem Manne nach und löst seinen Zedel mit 3 Monarchstücken, um seiner ihm entgegen tretenden Person gegen zu stellen. Er betrachtete die beiden übergebenen Zedele mit Aufmerksamkeit, als ihm zu seinem nicht geringen Erstaunen mit freudigen Willen ein — richtiger Zedel entgegen sprang, wodurch er erst gewahr wird, daß er einem ganz fremden,

dem seinigen allerding's zum Verwechseln ähnlichen Hunde die Freiheit erlaubt hatte. ... Tabacien!

* **Ruffisches.** Der Vorwurf der Verwahrlosung ist oft genug gegen das russische Verwaltungsleben erhoben worden; die wahrhaft glänzende Repräsentation der Medaille best die „Ruff. Ztg.“ mit folgenden Worten: „Die russische Verwaltung ist in der einen hohen Ehrenbeamteten mit dem ihm bestenfalls ruffischen Front. Der oberste Leiter oder der größten russischen Bahnen hatte für die seiner Verwaltung unterliegende, viele Hunderte von Werth betragende Bahntreue eine Verfügung erlassen. Nachdem diese schon in einer sehr großen Anzahl von Exemplaren verhandelt war, bemerkte er zu seinem unglücklichen Entschien, daß an einer Stelle sich ein Komma befand, zwar kein Unwesentliches, auch keines, das einen Decimalsbruch veranlaßte oder schneidete, aber doch ein solches, das nach den Regeln der russischen Grammatik, Esthesis, Logik und Weisheit gar nicht dahin gehörte. Mit einem Worte, das Komma hatte einen Platz nicht eingenommen, der ihm von Rechts wegen nicht gebührt. Das konnte der gewissenhafte Herr nicht über's Herz bringen! Der große Bureaurothe setzte sich also an den Schreibisch und verfaßte eine zweite Verfügung, die durch die Druckpresse vervielfältigt und in einer eben so großen Anzahl von Exemplaren wie sein misgeleiteter Vorgänger verhandelt wurde. Hier die buchstäbliche Uebersetzung dieser bemerkenswerthen Urkunde, die er verordnet, vor Bergangenheit, welche ihr wie in mancher anderen Denkmalschrift droht, bewahrt zu werden. „Besondere Verordnungen des Kaisers der Moskauer ... Ergebenhülfe. Als Ergänzung und Dementi zu meinem ergangenen Befehl Nr. 2.“ — Nr. 3. Ueber die in mein am 11. Oktober verändertes Rundschreiben, als Ergänzung zu meinem ersten Circular, eingehenden Nachrichten: „Ich erlaube Sie hiermit, bei Empfang dieses mein zweites ergänzendes Circular Nr. 2 als unglücklich zu betrachten und das Komma zu vernichten, das sich an der unten näher bezeichneten Stelle befindet.“ — Und das alles um ein Komma! Was wäre gechehen, wenn der Herr Eisenbahndirektor in seinem Entschien sich nicht um Semitolen oder gar ein Ausnahmungsbescheid geacht hätte? Er würde sicherlich einen Entzug abgesehen haben, um das anmohende Semitolen zu vernichten oder das heimtückische Ausnahmungszeichen zur Verantwortung zu ziehen.

* **Ein schauer Wohnungsvormiether** wohnt in einem Hause auf der Schönbrunnstraße in Wien. Er vermietet ein nett möblirtes Zimmerchen um einen staunenswerth billigen Mietzins, äußert sich aber, kaum im Besitze der ersten Monatsmiete, folgendermaßen: „Mein früherer Zimmerer wohnte bei mir mehrere Jahre und würde mich nicht verlassen haben, wenn er nicht vor ein paar Tagen in dem Hofman an den Wittern gestorben wäre. Die Witterer bestien sich nach dieser Erwählung, sofort unter Zurücklassung des Mietzinses die Flucht zu ergreifen. Die Geldstücke von dem Todeslaß ist nicht wahr, hat aber dem spekulativen Erzähler innerhalb dreier Wochen zu vierzig Monatsmieten verholten.

* **Schlechter Trost.** Während draußen ein Schneesturm wüthete, unterhielten sich die Fahrgäste eines Eisenbahnhagens zweiter Klasse über die schlimme Lage des Lokomotivführers, welcher auf seinem Posten ansitzen mußte, gleichviel ob Sonne und Staub seine Augen blendeten, Hagel und Kälte sein Blut erstarren machten. Als das Thema erschöpft war, erhob sich ein Gentle aus der Ecke, wo er bisher, in seinen Belz gehüllt, schweigend gesessen hatte und sagte: „Gentlemen Sie steigen, meine Herren, daß ich auf einen Umstand aufmerksam mache, den Sie in der Höhe des Bedarfs ganz übersehen haben. Ich bin Sie fernst kein Unmensch und habe Sie oft zu Ihnen hohlich mit den Lokomotivführer wie Sie alle, das aber müssen Sie mir doch zugabem, daß seine Lokomotive während der ganzen Fahrt — gut geheizt ist, was man von unserm Wagen nur gerade nicht sagen kann.“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Wie wir hören, soll die bisher bei Fleminging in Glogau erschienene literarische Wochenschrift „Deutschland“ mit dem „Magazin für Literatur“ verschmolzen werden. Das unter dem letztgenannten Namen im Verlage von F. u. B. Neumann in Berlin weiter erscheinende Blatt wird gemeinschaftlich von Fritz Naubner und Otto Neumann-Jodler redigirt werden und eine bedeutende Vergrößerung erfahren.

* **Populäre Singschule.** Die jüngsten Resultate der astronomischen Forschung in ihrer Beziehung zur Vergangenheit und Zukunft des Weltgebirges. Von Dr. Wilhelm Werner. 2. Aufl. von „Selbstbiographisches vom Himmel.“ Leipzig, Fredor Weidobth.

Hier die Redaktion verantwortlich: F. S. Albert Verlag in Halle.

Druck und Verlag von Otto Seidel in Halle a. d. S.

Der Beste Freund.

Roman

von Ludwig Habicht.

[9] „Ich weiß, Sie haben ihn verhaftet.“ fuhr Martha mit einer Stimme fort, der Festigkeit zu geben sie sich vergebens bemühte, „die Aussage meines armen Onkels zeugt gegen ihn, dennoch ist er unschuldig, so unschuldig wie ich selbst, ich schwöre es Ihnen.“

„Meine verehrte Mademoiselle,“ sagte der Gerichtsrath, auf den die Zuversicht des jungen Mädchens nicht ganz ohne Eindruck blieb, „schwören Sie nicht, ich bin ehe der Sterbende den Namen Bestmühl nannte, war die Schuld des unglücklichen jungen Mannes gewesen.“

„Durch die Darstellung des Barons Seldeberg!“ rief Martha aufstehend, „o, glauben Sie dem nicht, er ist Kurts Feind, er ist —“

Sie schlug die Augen nieder vor dem forschenden Blicke, der sie aus den staubgrauen Augen des Beamten traf, da sie nicht weiter sprach, entgegnete er: „Die Untersuchung wird ergeben, ob eine Feindschaft zwischen dem Doktor Bestmühl und dem Baron Seldeberg bestanden hat, ich kann Ihnen versichern, daß der letztere keine Vermuthung ausgesprochen hat, die sich nicht von selbst auflösung und durch jede Aussage verstärt wird. Um übrigen darf ich Sie, ohne mich einer Belegung meiner Amtspflicht schuldig zu machen, von zwei Umständen in Kenntniß setzen, welche den Doktor Bestmühl überführen.“ Er erzählte die Aussage des Arbeiters, der den Mann im blauen Rock mit der Watronenmütze hatte aus der kleinen Worte kennen sehen und die Auffindung der blutbesetzten Kleidungsstücke im Schranke des Arztes. Eugenie brach in ein heftiges Weinen aus und verhielte das Gesicht mit dem Taschentuche, Martha war bei der Erwählung der kleinen Thür heftig zusammengefahren, sie wehrte der Gerichtsrath sprach, desto widerger war sie. Endlich erklärte sie mit fester Stimme: „Wenn die ganze Welt Kurt Bestmühl beschuldigt, wenn mir noch weit stärkere Beweise gegen ihn gebracht würden, ich bleibe doch dabei, er ist unschuldig, bis ich das Gegentheil aus seinem Munde höre, und selbst dann würde ich noch glauben, die weltliche Tortur, der man ihm unterworfen, habe keine Sinne verwirrt.“

„Diese Zuversicht macht Ihrem Herzen alle Ehre, wie wollen Sie aber die sich gegen den Doktor Bestmühl häufenden Verdachtsgründe nur im entfernten widerlegen?“

„Ich werde sie auflären, muß sie auflären!“ rief Martha feierlich, „es soll das Aufgabes meines Lebens sein; wir sind das Opfer eines bösslichen Komplotts geworden!“

„Martha, liebe Schwester, was sprichst du da!“ rief Eugenie erschrocken, aber Martha entgegnete mit Entschiedenheit: „Ich weiß, was ich spreche, werde mich jedoch hüten, jemand zu beschuldigen, ohne daß ich irgend einen Fall dafür habe. Ich werde ihn jedoch finden, ich werden ihn finden!“

Sie wandte sich dann wieder zu dem Gerichtsrath, die Schüchternheit des jungen Mädchens hatte den letzten Kampf geleitet gegen die Entschlossenheit des Weibes, das eintritt für den Geliebten und sich stolz und offen zu seiner Liebe bekennt. Ihre Gestalt schien zu wachsen, es war etwas Hohentheilvolles in ihrer Erscheinung, als sie sagte: „Ich bin Kurt Bestmühl's Verlobte.“

„Schwester, Schwester, gedente des Onkels!“ warnte Eugenie.

„Ich gedente seiner und weiß, ich spreche in seinem Sinne, sein bester Geist schaut jetzt die Dinge im wahren Lichte, und weiß, wo die Sünde und wo die Unschuld liegt,“ erwiderte Martha schwermüthig.

Für den Gerichtsrath führte die Wendung, welche die Unterredung nahm, zu weit von seinem eigentlichen Ziele ab, er war beabsichtigt, sie wieder in die Bahnen eines ordentlichen Verfahrens zu lenken, und sagte daher in geschäftsmäßigem Tone: „Wollen Sie mit Ihrer Erklärung das Recht für sich in An-

spruch nehmen, nicht gegen den Doktor Bestmühl aussagen zu dürfen?“

„Martha sah ihn verwundert an und schüttelte den Kopf. „Ich wüßte gar nicht, daß es ein solches Recht giebt, und brauche es nicht in Anspruch zu nehmen,“ entgegnete sie, „Kurt und ich haben nichts gethan, was wir geheim zu halten hätten.“

„Woh!“ verlegte der Gerichtsrath, seinen Vortheil erfahend, schnell, „so möchte ich zunächst fragen, ob Sie Ihren Verlobten — er bekennt das Wort schär — „zweifelnd allein und unbemerkt gesprochen haben?“

„Martha ward glühend roth, sah dann aber frei auf und sagte: „Ja. Da der Onkel ihn nicht einlud, so sah ich ihn —“

„Im Parke,“ fiel der Gerichtsrath schnell ein.

„Martha nickte.

„Und Sie gaben ihm den Schlüssel zu der kleinen Pforte?“

„Das war nicht nötig; für benutzigen, der den Wardenismus kannte, ließ sich die Pforte ohne Schlüssel öffnen und wieder schließen.“

„Und Sie machten den Doktor damit bekannt?“ fragte der Gerichtsrath anscheinend gleichgiltig, bei sich dachte er jedoch: Da ist ja der letzte Ring in der Kette, welche sich erdrückt um den Schuldigen schlingt. Er fuhr in seinen Fragen fort, und aus den Antworten, die er von den Schwestern, sowie später von Max Seidel, Joseph, dem Baron Seldeberg und den Diensthöfen des Hauses erhielt, stellte sich ihm ans Herzogentheim und Gegenwart ein anschauliches Bild der Verhältnisse, damit aber auch ein erdrückendes Beweismaterial gegen den Doktor Bestmühl zusammen.

Kurt Bestmühl war der Sohn eines Handwerkers in Genua, der sich durch Fleiß und Sparsamkeit ein kleines Vermögen erworben und seinen Stolz darin gesetzt hatte, es seinem Nachbar, dem reichen Herrn Seidel, wenigstens in einer Hinsicht gleichzutun, sein Arzt sollte eine eben so gute Erziehung genießen, wie dessen Jugendgenossen und Schulfreunde, Max Seidel, und gleich diesem studiren. Das Gesehne, die beiden Freunde besahnen gemeinschaftlich das Gymnasium und bezogen gleichzeitig die Universität, während aber Max sich zu keinerlei Professuren bezugnete und in allen Fakultäten herumnähte, warf sich Kurt mit der ihm eigenen Ertigkeit und Energie auf Medizin und Chirurgie. Von Kindheit an war er im Seidel'schen Hause wie dasjenige gewesen, und der Fabrikant hatte den frischen, aufgeweckten Jüngling gern gehabt, wenn er auch zuweilen den Kopf schüttelte über die Schlägereien, in die durch seine Feindschaft mit seinem Altersgenossen verwickelt ward. Noch bedeutlicher war das Kopf-schütteln geworden, als Kurt von der Universität jede Ferien mit einem verfesterten Gesichte nachhause kam und das Gerücht die Kunde von den Quellen, die er insolge seines Jagdzugs in Leipzig und Jena hatte, nach der darob erschreckten kleinen Fabrikstadt trug. War der muntere Student dann aber bei ihm, erzählte er ihm seine mutwilligen, aber niemals bösen Streiche, hörte er sein frisches, frohliches Lachen, sah er wie gut und ephertierig er gegen seine Eltern war, wie harmlos glücklich er mit seinen früheren Gespielinnen, Seidel's Mädchen, verkehrte, so konnte er ihm doch nicht zürnen und ließ es sich gefallen, ihn als seinen zukünftigen Neffen zu betrachten, denn die Meinung, die zwischen ihm und Martha erwuchs, war unvertennbar. In seiner sonntäglichen Besuche machte Anton Seidel sich aus, wie Kurt nach beendihem Studium sich in einer der größten Städte Schiens als Arzt niederlassen, Martha betreiben, und von ihm unterstützen, es zu Ehre und Ansehen bringen sollte. Durch diese Vernehmung hatte das Schicksal aber, wie Seidel behauptete, Kurt's unwiderlicher Eigenheit einen Strich gezogen. Er hatte seinen promovirt, als sein Vater starb, Kurt's Studium hatte viel gestiftet, es war nur ein

kleines Erbteil geblieben, das er in seinem Rechtschaffenheitsgefühl seiner Schwester ungeliebt überließ. Somit gab ihm Anton Seidel völlig Recht, — über die Art und Weise, wie der junge Mann sein Leben gestalten sollte, gingen aber ihre Ansichten auseinander. Seidel wollte, er solle sich als Arzt niederlassen, Anton behauptete, er habe nicht das Vermögen, abzumachen, bis sich für ihn eine auskömmliche Praxis fände, er müsse einen Wirkungskreis aufsuchen, der ihm sofort Brot und die Gelegenheit biete, seine Erfahrungen und ein kleines Vermögen zu sammeln.

Einmal folgten ihnen die holländische Marine, welche damals gerade deutsche Kräfte zu gewinnen suchte, vorzubieten. Er trat in Unterhandlung mit der holländischen Regierung und ward unter sehr vortheilhaften Bedingungen angenommen. Anton Seidel, der ihm die Mittel angeboten hatte, sah diesen Entschluß als ein Zeichen eines unbändigen Hanges nach Abenteuer, als ein Streben nach schrankenloser Ungebundenheit an. Sein Abschied von dem jungen Doktor war sehr kühl, desto wärmer sagte dieser der fünfzehnjährigen Martha Verwohl. Sie versprachen einander Liebe und Treue und zweifelnd nicht, daß der gute Onkel, wenn Kurt nach Jahr und Tag heimkehrte, seine Zustimmung gegen ihn überwinden haben und mit Freuden seine Einwilligung zu ihrer Verbindung geben werde. Diese Voraussetzung würde auch zugefallen sein, wäre die Stille, welche ein hervorleuchtender Charakterzug Anton Seidels war, durch die Rolle, die er als Gutsherr und Rentier in Lothung und Dresden spielte, nicht sehr stark genährt und durch die ganz zufällig gemachte Bekanntschaft mit dem Baron Seidenberg nicht bis aufs äußerste gesteigert worden. Er träumte von seiner Verwandtschaft mit dem hohen Adel, von einem Titel und einem Orden für sich, und sah sein Aufschloß durch die pöbliche Anmuth des Doktors ernsthaft bedroht. Gefesselt hielt er sich auf den alten Thron gegen ihn, verlor seinem Neffen, den Jugendfreund ins Haus zu bringen, war taub gegen Marthas Bitten, wollte die Vorstellungen und Auerbietungen des jungen Mannes gar nicht erst annehmen, bis Kurt endlich mit Gewalt zu ihm drang. Mit jener Anmuth stattend, den alle Zeugen übereinstimmend als furchtbar heilig schätzten, und doch bemalte sich jeder sichtbar, die Verachtung desselben abzuwenden.

Der Gerichtsrath empfing den Einbruch, daß alle Zeugen von der Schuld des Angeklagten überzeugt seien, bis auf Martha, die sich freilich mit Gewalt gegen die Wahrheit aufzulehnen suchte, während Mar Seidel und seine Cousine Eugenie, wie die Meisten des Hauses darauf bedacht waren, ihn so viel wie möglich zu entlasten. Auch Baron Seidenberg legte dieses Bestreben an den Tag, was den Richter umso mehr zu seinem Gunsten einwirkte, als Verwohl seiner in der feindseligen Weise gedachte. Baron Seidenberg war der letzte der abgötterden Zeugen gewesen. Er war soeben im Begriffe sich zu entfernen, als der Gerichtsbienner eintrat und meldete, es sei noch ein Mann draußen, der behaupte, eine wichtige Aussage zu machen zu haben.

„Wie heißt er?“ fragte der Gerichtsrath.
„Er nennt sich Peter Gronad und —“

„Wohin?“ rief der Baron heftig lebend.
„Der tolle Diener hat es also doch nicht lassen können. —“ fügte er halb laut und wie unwillig hinzu, der Gerichtsrath hatte es doch gehört und rief ihn von der Thür zurück:

„Warte, Herr Baron, noch ein Wort; wissen Sie von der Aussage, die Ihr Diener zu machen hat?“

„Ja,“ antwortete der Baron mit einiger Verlegenheit, „er sagte mir davon und —“

„Sie widersprechen ihm, sich als Zeuge zu melden? Das nimmt mich Wunder.“

„Was wollen Sie?“ erwiderte der Baron unmutig, „ich bin schon mehr als mir lieb ist in die fatalen Angelegenheit verwickelt und sehe mich gezwungen, gegen einen Mann auszusagen, zu dem ich in den delikatessten Beziehungen liehe, da ist es mir sehr peinlich, das nun auch noch mein Diener gegen ihn auftreten will; aber der Mensch ist ein Fanatiker der Wahrheit, ich möchte ihn vorstellen was ich wollte, er ließ sich nicht abbringen, und dabei scheint mir die Sache von gar keinem Belang. Doch Sie werden ja sehen.“ Der Baron griff artig und verließ rasch das Zimmer.

Wenige Minuten später wurde Peter Gronad eingeführt. Er trug eine sehr geschmackvolle Krone, braun mit Gold, war sein ganz junger Mensch mehr, schien aber von einem verführten Körperbau, zu welchem das sehr ruhige, gelehrte Wesen und die bescheidene Miene und Haltung nicht recht passen wollten. Er entschuldigte sich mit großer Zungen- geläufigkeit, daß er sich erlaubt habe, sich bei dem Rath melden zu lassen, er sei aber bis jetzt mit sich zu Rathe gegangen und endlich mit sich einig geworden, er dürfe nicht schweigen. „Wann Herr Baron hat es mir zwar befohlen,“ fügte er hinzu, „aber mein Gewissen treibt mich und ich denke, man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“

„Was haben Sie mir zu sagen?“ fragte der Gerichtsrath, den Diener kurz fixierend.

„Herr Gerichtsrath, ich war gestern abend in Pöschwitz.“

„Was thaten Sie da?“ unterbrach ihn der Gerichtsrath.

„Ihr Herr war ja im Theater.“

„Geben deshalb, ich hatte den Abend frei und ging hinaus, um mich nach einer Wohnung für den Herrn Baron in der Nähe der Seidel'schen Wohnung umzuheben, weil der Herr in den nächsten Tagen hinausziehen wollte. Ich hatte mir ein paar Wohnungen angesehen und wollte am Seidel'schen Parte vorüber nach der Saloppe hinuntergehen, da begegnete mir der Doktor Verwohl.“

„Namen Sie ihn?“ fragte der Gerichtsrath schnell.

„Ja, er war dabei, als er dem Herrn Baron einmal mit dem alten Herrn Seidel begegnete, außerdem trägt ja in ganz Dresden kein Mensch weiter eine solche Uniform wie er.“

„Er war also in Uniform?“ fragte der Gerichtsrath schnell.

„Ja, Herr Rath.“

„Und wohin ging er?“

„Nach dem Seidel'schen Parte zu.“

„Bemerkte er Sie?“

„Das glaube ich nicht, ich trug keine Krone.“

„Wann war das?“

„Vielleicht ein Viertel nach acht Uhr, ganz genau kann ich's nicht sagen, aber um die Zeit ist's gewesen, denn ich ging nach Dresden zurück, und war zur rechten Zeit da, um den Herrn Baron zu erwarten, wenn er aus dem Theater kam.“

„Sahen Sie auch, daß der Doktor in den Park ging?“ fragte der Gerichtsrath.

„Nein, Herr Rath,“ erwiderte Gronad treuherzig, „weiter habe ich nichts gesehen, verzeihen Sie, wenn ich, Sie mit Kappellen aufgehalten habe.“

„Im Gegentheil,“ ich danke Ihnen,“ versetzte der Gerichtsrath und entließ den Mann, ohne ihm merken zu lassen, von welcher Wichtigkeit ihm seine Aussage war. Er hatte jetzt das ganze Beweismaterial gegen den Angeklagten in der Hand und ließ ihn nun erst zum ersten ordentlichen Verhör vordrücken, ließ überzeugt, er werde ihn durch Kreuz- und Querfragen bezwingen in die Enge treiben, daß er ein völliges Gehörnis ablegen müsse.

(Fortf. folgt.)

Contigit hoc.

Eine alte Geschichte aus dem Schwarzwalde von Benno Rattenauer.

Die Gerichtsverhandlungen jener Zeit gingen einen ruhigen, endlos sich hinziehenden, verwickelten Aftengang mit peinlicher Geistesbitterkeit.

Das Volk bekam nichts davon zu sehen und zu hören. Wozu auch? Es hätte ja dem geschornen Schwabengang dieser Juristen- schreibeweisheit doch nicht folgen können und hätte sich längst entzündet, sich um Dinge zu kümmern, die nach der Allweisheit jener irdischen Fürsorge, Obrigkeit genannt, es nicht angingen.

Da war es eine Wunde, wenn Katharina und Lenz fast vergessen waren, ehe ihr Schicksal sich entschieden hatte. Der Winter

war vergangen, und auch das Frühjahr und der Sommer auch, ohne daß etwas über Lenz und Katharina verlautet wäre und beide waren vom Volke fast vergessen.

Wann verpaß auch die alte Schankin, der die Frauen so reichliches Mittel gelehrt hatten. Man wunderte sich nur noch ein paar Wochen lang, daß die fromme Wirtin nicht mehr zur Kirche komme.

Sie ist altertönd, hieß es dann. Er erzählte es der Sobin, es war aber nicht ganz die Wahrheit. Sie selber sagte, „ie brauche nicht mehr zur Kirche zu

gehen, der Teufel verleihe ihr alle Tage, daß sie auf ewig ver- woren ist, weil sie durch die erzwungene Gerath ihr liebtes und bestes Kind ins zeitliche und ewige Verderben gestürzt habe.“

„Für einen dach mehr als die Welt würde an die eingekerkerte Katharina, einer zu seinen Sonderbarkeiten es auch gehörte, daß er nicht so bald vergessen konnte als andre Leute. Der wußte mehr um den Prozess als die holländ. als. Auch Leben ausgenommen, die sich nach der Theilung seines Vermögens schnten. Einmal in einer Nacht hörte Katharina, die in trauertem Einsinken in ihrer Zelle lag, ein Geräusch hinter sich. Es kam von der Schürke ihrer Zelle her, an die man mit einer Leiter leicht kommen konnte.

„Wenn ich dich holen soll,“ riefte,“ küßte sie eine bekannte Stimme, „so halte dich morgen bereit.“

Das war der Hensjey gewesen, und die folgende Nacht war er wirklich in ihrer Zelle erschienen. Katharina war weniger betäubt erpönt gewesen, wie er das Wohlthätig fertig gebracht hätte, sich ihrer Jugend und Unschuld, der sich um des Lenz willen immer verdammt gehen hatte, das um sie thun mochte. Sie folgte ihm nicht.

Mit dem Brose stand es nicht gut. Lenz's Diebstahl müßte sein verdrücktes Verhältnis zu Katharina eingeleitet, weil er nicht einen andern. Der noch eine andere Person angeben er konnte, die dem entbrochen hätte; was er dem Nach über ein auswartiges Verhältnis angedeutet, hatte von vornherein die Meinung der Richter gegen sich. Er sollte sich vor allem über sein Verbleiben in der Gerichtsnacht ausweisen; denn Katharina war trotz aller Angst um Lenz vor einem solchen Eid zurückgekehrt und hätte die Zeit von Dietrich's Hinfahrt in der verhängnisvollen Nacht nach der Wahrheit angegeben. Lenz sagte aus, er sei oft wegen seines höchst unheimlichen von Bewusstseinsgeheimnis gewandt worden, in der belagerten Nacht aber mehr als je, es sei ihm deshalb unmöglich gewesen, Katharina anzusehen, in furchtbarem Seelenkampfe tiefer drei Stunden lang in Wind und Wetter verumwandelt.

Der Richter suchte diese Erklärung wenig ein, und Katharina, bestürzt, ob sie bei Dietrich's Anwesenheit und Bewusstseins- wunde nachkommen konnte, konnte die Frage nicht beenden. Da drang der Gerichtsrath, nochmals dem Dietrich's Schuld überzeugt ihn zu dürfen glauben, nachdrücklich ein Geständnis ab und das Lenz ein solches hartnäckig verweigerte, griff man zum Folter, welche in diesen, damals herrschlichen Zeiten erst vor wenigen Jahren später außer Gebrauch von Dietrich hatte. Er ertrag unmen- schliche Qualen, öffentlich aber änderte sich sein Sinn, und er gelang- liche Qualen, öffentlich aber änderte sich sein Sinn, und er gelang- liche Qualen, öffentlich aber änderte sich sein Sinn, und er gelang-

Er erzählte jetzt ausführlich und mit richtiger Geistesfreiheit und Aufrichtigkeit. In einer moralisch hohen stehenden, großmüthigeren oder auch nur empfindungsfähigeren Zeit hätte er auf seine Richter Eindruck machen müssen. Er brach von dem Schmerz und der Wuth in seiner Seele, die fromme, sanfte Katharina von dem rohen Nach jeder Tag mißhandelt, mit Hissen geritten zu sehen, wie Willde auch ihm die furchtlichsten Gebahren eingegeben und wie Selbstmord denjenigen genährt, wie er dodegen kämpfte, wie er sich entziele vor dem verurtheilenden Gespenst und ihm doch wieder ins Gesicht sah. — Einmal wollte er fort in die Welt, er konnte nicht, er konnte Katharina nicht im Gefilde zurücklassen.

In der furchtbarsten Nacht des Gerichts stand es ihn stärker an als je, seine hohen Gedanken ließen ihn nicht heimkehren zu Katharina; wie ein Verfallter irrte er durch die Nacht. Da lei er sich mit leinen Mordgedanken von Minute zu Minute entgeg- licher vorgekommen, und um denselben zu entgehen, habe er sich entschlossen, im Verhüll nach aufzuwachen und demselben frei unter die Augen zu treten, weil er wußte, daß er dann den Muth nicht habe an Worten zu denken. Er wollte zu Menschen, sie konnten ihn retten vor der Sohle. Vor dem Richter kam ihm Rath entgegen. Lenz wollte ihn in die Schänke zurückziehen, es gelang ihm nicht, Muth war zornig und eigenfinnig.

Bunte Zeitung.

• Graf zu Schwarzenberg. Der Reichsans, veröffentlicht den amtlichen Bericht der Rede, welche der Kaiser bei der Mittagsmahl im Weißen Saale zur Gruneration an den hohen Kurfürsten gehalten hat. Wir haben zu dem von uns mit- getheilten Texte zwei Nachträge zu machen. Der Herrscher sagte zu seinem Anberrn:

„Er trieb Politik im großen Stile, weitausschauend, wie man sie jetzt treibt, und das, was er damals grundlegend für uns gethan hat, das ist die Basis gewesen, auf der unser Reich auf- erstanden ist.“

Kerner hat der Satz, der von dem leitenen Minister Georg Wilhelm's, handelt folgenden Wortlaut:

„Der große Staatsmann, der Einem (des Großen Kurfürsten) Vater gebiet hatte, er halte für sich gearbeitet, und dem jungen Herrn lag es ob, allein einen neuen Weg für sich ein- zufinden.“

Der große Staatsmann, von dem der Kaiser spricht, ist Adam Graf zu Schwarzenberg, der in der St. Michaelskirche zu Spandau beerdigt ist. Seine Grabinschrift lautet wie folgt:

Sie gelangten stumm zu dem verhängnisvollen Steg, und schon war er fast überfahren, da stülzte Lenz sich plötzlich kraampftast umlag.

„Du bin stärker wie du,“ rief Rich in seiner Beweise, „wenn ich dich da hineinwerfe, hat der Verthodirich heute nacht zum letzten mal geschickt und ich könnte es einmal fast kriegen.“ Aber ein plötzlich kräftiger Wurf von Lenz und Rich schwanke über das schmale Brett.

Eine Sekunde später wurde Lenz entsetzt über das Gefährliche zur Rettung nachspringen; doch er redete sich ein, daß eine solche in der Furchtlosigkeit unmöglich ist.

Die Gehändeln waren bereit, daß sie ein Richterkollegium in Belegenheit bereiten konnten.

Indes ergrünte Katharina in ihren Verwürden auch die Gefährliche mit dem Lenz, den ihr Diebstahl aus Freuburg gebracht, und ebenso die Worte, die er dabei gesprochen. Sie hatte nichts Arges dabei gedacht und ohne Arg berichte sie es auch. Die Richter dachten vielleicht anders.

Es war Anfang August, mitten in der Geste man dachte niemals weniger an die letzten Unfälle als gerade jetzt. Auf einmal hieß es, sie bauen ein Schloß in Staufen. Also mußte das Blutrecht gebracht sein, aber niemand erfuhr, ob es nur einen oder ob es beide Theile betraf.

Der 7. August war der Tag der Hinrichtung. Als die verurtheilten Menschenmenge nur den Diebstahl hinaus- führen sollte, ein erleuchtetes Aufstehen durch die Menge. Es war furchtlich, daß nur nach Katharina sich der allgemeinen Theilnahme erzeute, von Dietrich's Schuld war jetzt alles über- zeugt. Das selte, unerschrockene Wesen, welches er bis zum letzten Augenblick bewahrte, nahm das Volk, das in einen solchen pompösen, feierlichen Moment gerne auch eine pompöse Zer- fehrung sieht, wiewohl gegen ihn ein. Die Richter des Landes wendeten sich mit Entrüstung hinweg, sein Gesicht war ent- gelassen und umhüllt geworden, seine Augen hatten den trüben Glanz verloren, der ehemalige Held ihrer Sagen und Legenden endete ohne ihr Mitleid.

Da erlitten Katharina auf dem Schloß. Sie war heimlich hinausgebracht worden, denn man hatte eine Aufregung der Menge befürchtet, es war verstanden, daß sie im Kerker geboren habe.

Bei dem unerwarteten Anblick war's ihnen Augenblick lang, als ob kein Aufbruch mehr ginge durch die ganze unabhäufbare Menge und als nun der Senke sich der hohen, schönen Gestalt des zweizehnjährigen Weibes näherte, um ihr die Hände umzulagen, begann allgemeines Lärmen Schreien.

Der begleitende Bräuer, ein Rouquinerpat, fragte Katharina, ob sie ihm noch etwas zu sagen habe.

„Ja,“ antwortete sie, „lagt den Leuten do unten, daß sie mich hören, um mich zu weinen, der heutige Tag ist schöner für mich als mein Hochzeittag.“

Der Bräuer, der ihr nun den Hals entlockte, erlebte und seine Hand stützte, man sah ihm an, daß er alle seine Kräfte zus- sammen nehmen mußte, aber dieselbe Reize trocknen nicht aus, er schlug sich — ein erschütternder Aufschrei ging durch die Menge.

Zwei Augen nur waren trocken geblieben. Starr, weit auf- geschrien, wie Heilmittellos gauden sie aus ihrer Höhlen, die Augen einer irdischen alten Mutter.

Das ist die Geschichte, wie der Berichterstatter sie im Fehleuten- latein des vorigen Jahrhunderts auf den wunnsthaften Holz- dedel seines Barockes gekritzelt hat, daß sie als Beweis von Gottes Gnade und Varmherzigkeit der Nachwelt überliefert werde. . . Contigit hoc, quod ad commendationem divina misericordiae memorata dignissimum posteritati merito transmittendum sit.

C n d e.

Anno 1641 den 4. Monat ist weiland der hochwürdig, hoch- wohlgeborene Herr, Herr Adam Graf zu Schwarzenberg, des ritterlichen St. Johannitersordens in der Mark, Sachsen, Böhmen und Wendes Meister, Herr zu Hohenlandsberg und Gumburg, des Kurfürstlichen Brandenburgischen Rathhalters in der Cur-Wart, Geheimrer Rath und Oberkammerherr auf der Stellung Spandau, in Gott selig entschlafen und hier in dieser Kirche beigesetzt. R. J. P.

Schwarzenberg, 1587 geboren, bis 1607 Rath des Herzogs von Jülich, wurde von Georg Wilhelm nach Berlin berufen und blieb hier fast eine 100männliche Gewalt, daß neben diegen Domscheiter der Kurfürst nur als Schatzkammerherr existierte. Sein Einfluß war ein unbedingter. Mittler ein's protestantischer Fürsten, war er der Todtschlag Gustav Adolf's, der von ihm sagte: „Dreier Mager dringt alles Glück über ihren Herrn.“ Die Brandenburger sollen den Grafen senefreuten oder ihm den Hals einzuge schlagen. Während er die Bürger mit den wilden Hinführen seine heilige, schloßte und ihn „Brandenburger“ durch die Straßen vertrieb, tödtete er einmahl von Brandenburg's Weiber und tommender Kinder, beehrte er sich selbst in schändlicher Weise. Er trieb Wucherergeschäfte mit den Kurfürsten,

